

Zeitschrift: Hochparterre : Zeitschrift für Architektur und Design
Herausgeber: Hochparterre
Band: 4 (1991)
Heft: 4

Rubrik: Funde

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 01.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

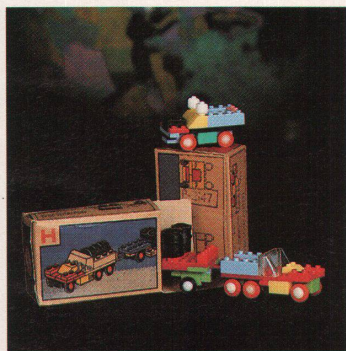
FUNDE

Unbekannt — und doch vertraut

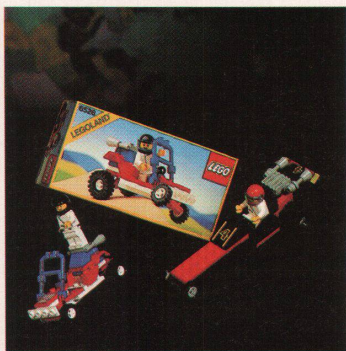
Was bei uns schon lange zum Standardinventar jedes Kinderzimmers gehört, ist nun auch in den Ländern des ehemaligen Ostblocks zu kaufen: die Legos. Gefunden gleich in zwei Variationen in der Tschechoslowakei.

Das Original-Lego-Piratenschiff wird jetzt in Prags modernstem Warenhaus Kotva als teures Importprodukt an einem speziellen Verkaufsstand angepriesen, während zuhinterst in der Spielwarenabteilung in viel bescheidenerem Auftritt die Lego-Imitationen aus Osteuropa auf Käufer warten.

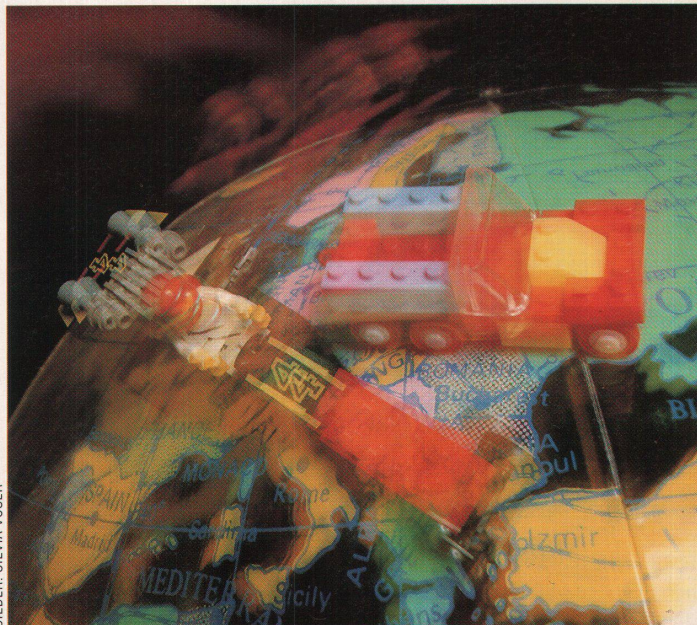
Lego aus Ost, Lego aus West – wer hat die schönsten auf der ganzen Welt?



Die altertümliche Verpackung in braunen Kartonschachteln erinnert ans Bauhaus. Beim Öffnen der Schachtel ist man überrascht: nicht leuchtend rote oder weisse Teilchen sind drin, sondern ein fertig montiertes Nutzfahrzeug in zarten Pastellfarben. Dass es an ein Militärfahrzeug erinnert, muss an der Form liegen. Spielen heisst hier also auseinandernehmen und mit Hilfe des beigelegten Bauplanes wieder zusammensetzen. Die gezeichnete Anleitung ist zwar international verständlich, doch sind die Teilchen nicht in den entsprechenden Farben abgebildet. Das erweist sich beim Zusammenbauen als Mangel. Auch ist die Klemmfähigkeit der einzelnen Bausteine nicht sehr gut, und die Konstruktion des Fahrzeuges hat ebenfalls Män-



BILDER: SILVIA VOSER



gel: An neuralgischen Stellen neigt es zum Einknicken. Die zur Verfügung stehenden Teile sind weniger vielfältig und damit weniger spezialisiert als beim Original, und die Lego-Figuren fehlen ganz. Lego-Imitationen gibt es allerdings nicht nur in Osteuropa, sondern auch bei uns. Sie stammen aus dem Fernen Osten oder aus Italien. In der Schweiz läuft der Vertrieb nicht über den Fachhandel, sondern vor allem über verschiedene Versandhäuser.

Das Wettrennen durchs Kinderzimmer: Lego West jagt Lego Ost

Für den Lego-Konzern sind diese Kopien jedoch keine ernsthafte Konkurrenz, sind die Sortimente doch wesentlich kleiner und die Qualität mangelhaft.

Die meisten Imitationen lassen sich ausserdem mit den richtigen Legos nicht zusammenbauen – sehr zum Ärger der Kinder. UH ■

Grafikerzukunft

Gestalterschulen, Berufsverbände, die grafische und die Werbeindustrie haben verschiedene Vorstellungen, was der Grafiker der Zukunft können soll. Auf Initiative des Schweizer Grafiker Verbandes haben sich die Wortführer der verschiedenen Interessen im letzten Juni zum ersten Mal an den runden Tisch gesetzt. Die Voten können jetzt in einem Buch nachgelesen werden. Die Mehr-

zahl der Postulate weist weg vom starren Berufsbild, hin zu Europatauglichkeit und Qualifizierung für den schnellen technischen und gesellschaftlichen Wandel. Recht handfest ist das knappe Votum des Vertreters der grafischen Industrie, deren Verband jährlich immerhin 2 Mio. Franken in die Aus- und Weiterbildung investiert. Zurzeit entsteht der neue Beruf «Informationsdesigner». Ge-

stalter, Typografen und Lithografen werden darin künftig zu Hause sein und sich um Text-Bild-Integration kümmern – und auch für Journalisten wird Platz sein. Seit der Tagung ist schon mehr als ein halbes Jahr vergangen. Noch für den Herbst dieses Jahres erhofft sich Ernst Hiestand, der Leiter des Ressorts Ausbildung des Grafiker Verbandes, eine weitere Tagung. Am Ball seien jetzt aber

die Schulen, die sich über ein Ausbildungsmodell klarwerden müssen. Eine Frage heisse: Wer bildet aus, wer bildet weiter, und was ist die Stellung der Fachklassen? GA ■

Das Buch ist ein Panorama der verschachtelten Schweizer Bildungslandschaft. Es hat keinen Titel, kann aber trotzdem bestellt werden beim Schweizer Grafiker Verband, Weinbergstrasse 31, 8006 Zürich; Telefon 01/262 23 38. Für Leute, die nicht zum Verband gehören, kostet es allerdings 90 Franken.



Gartenhaus am Dorfrand

Die Häuser im bündnerischen Malans sind herrschaftlich: Massive Steinbauten reihen sich im Dorfkern den Strässchen und Gassen entlang, in ihrer Attitüde strahlen sie etwas von dem aus, was diese ländliche Region im Churer Rheintal geprägt hat: bescheidener Wohlstand aus landwirtschaftlicher Produktion.

Malans, Jenins, Maienfeld und Fläsch sind jene Weinbauerndörfer in der Bündner Herrschaft, die sich in dieser sanft ansteigenden Hanglage nach und nach zu homogenen Gebilden geformt ha-

ben. Der Reiz dieser Orte blieb jedoch nicht unentdeckt, die zunehmende Mobilität bewirkte das Ihre: Die Ortschaften fransten an ihren Rändern aus.

Wer in der Bündner Herrschaft baut, baut in Stein. Diese Behauptung galt, ohne dass sie je jemand ausgesprochen hätte. Sie dürfte aber durch die Architekten Valentin Bearth und Andrea Deplazes aus Chur etwas erschüttert worden sein. Die beiden haben am Dorfrand von Malans ein Holzhaus gebaut und damit einen Akzent gesetzt, der ein altes Thema –

neues Bauen in alter Umgebung – neu aufwirft.

Bearth/Deplazes wollten ein Einfamilienhaus und kein herrschaftliches Bauernhaus entwerfen. Diese Absicht allein verhinderte schon eine zu starke Anlehnung an das Gegebene. Der Ort wurde gestaltungsbestimmend. Der Ort: ein Grundstück an der Peripherie des Dorfes. Vom früheren Bungalow (Obstgarten) ist nur die gemauerte Einfriedung geblieben. Diese steht im Dorfinventar und musste erhalten bleiben. Das Grundstück liegt an einer Naht-

stelle: Nach hinten löst sich die kompakte Bauweise auf, vorne prägen dominante Steinhäuser das Dorfbild. Auf die klare Übergangssituation haben die Architekten reagiert.

Die ordnende Grösse war der Garten. Die Architekten brauchten ihn, um sich gegenüber der typologisch dominanten Umgebung abzugrenzen. Ihr konzeptioneller Grundgedanke: Schaffung eines neuen Gartens mit einem Haus drin – eine Art Gartenhaus.

Entstanden ist ein Holzhaus, ein länglicher Baukörper, der in

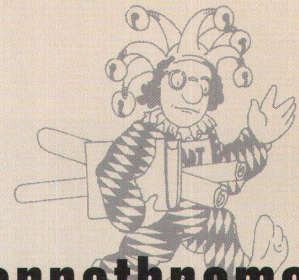
Gegen die städtische Monotonkultur

In Luzern ist ein Experiment gelungen, das es verdient, Exempel zu werden: Das «bundeshaus», das im buntkarierten Neben- und Miteinander Kleingewerbe, Dienstleistungsbetriebe, Ateliers, Kultur- und Begegnungsstätten beherbergt.

Das «bundeshaus», wie der Gewerbekomplex an der Mythenstrasse zweideutig heisst, entstand auf private Initiative. Das «bundeshaus» zeige «im kleinen, wie nach unseren Vorstellungen die Struktur der Innenstadt sein sollte», sagt Vera Bueller, Journalistin und Mitinitiantin des

«Stadt-Centers». In die etwa 2100 Quadratmeter teilen sich Leute, die in der Monopol- und Monotonkultur der Altstadt und der City mit ihren hochspekulierten Zinsen heute keine Chance mehr haben: Frauenzentrum, Beratungsstellen, Ateliers für Kunst und Kunstgewerbe, Bürogemeinschaften, eine private Schule für Gestaltung, ein Rhythmikstudio oder eine Theaterwerkstatt. Auf einer halben Etage fügen sich Kleinstläden in einer witzigen Gitterverschlagsarchitektur zum «alternativen Shopping-Center». Im Parterre ist ein Café, und für gemeinsame Aktivitäten oder zum

Vermieten gibt es einen grossen Saal, den alle finanziell mittragen. Jakob Überschlag, der Besitzer des Gewerbehauses, hätte ohne weiteres konventionellere Mieter gefunden. Aber die «bundeshaus»-Initianten liessen nicht locker. Mieter ist eine nichtgewinnorientierte AG, Verwaltung und Organisation, von der Treppenhausreinigung bis zum Auftritt gegen aussen, besorgen jedoch ihre Untermieterinnen und -mieter gemeinschaftlich selber. Zwischen 150 und 200 Franken beträgt die Jahresmiete pro Quadratmeter – für Luzerns Zentrum günstig. Beat Mattich, der im



Die Urhebernotbremse

STADT WANDERER

seiner Schlankheit und Gradlinigkeit etwas von jener Höhe andeutet, die die angrenzenden Häuser auch haben. Auffallend die grosse Fensterfront im Mittelstock. Sie spendet Licht und gibt vom Wohntrakt aus die Sicht frei über das Dorf Malans und hinunter in die weite Rheinebene. Bescheiden und auf das Minimum reduziert steht dieser langegezogene Kubus im einstigen Bungert. Im Parterre liegt das Atelier des Hausherrn – er ist Landschaftsarchitekt –, im mittleren Teil befindet sich in offener Anlehnung der Wohn- und Küchentrakt, während im obersten Geschoss von einem langen Korridor aus die Schlafzimmer erreicht werden können.

Dieses Einfamilienhaus mit seiner einfachen, unbehandelten Holzverkleidung ist thematisch konzentriert. Es baut weder auf Komplexität noch auf Widersprüche auf und nimmt als schlichte, ländliche Reaktion am Dorfrand Stellung zum Ort.

MARCO GUETG ■



BILD: STEFAN WICKI

«bundeshaus» sein Architekturbüro betreibt, hat die grossen Hallen – ehemals «Wohnparadies» einer Möbelfirma – dem individuellen Bedarf angepasst und in eine sanfte Ordnung gebracht.

FRANZISKA MÜLLER ■

Wer stadtwandert, sieht es allorten: den Häusern werden Schlafmützen aufgesetzt. Das Flachdachsaniieren ist der neue Bauherrensport, und die halten es gerne mit der Volksweisheit: «Es gibt nur zwei Sorten Flachdächer: die, wo rünnen, und die, wo noch nicht rünnen.» Also ein Schrägdach drauf, heisst das Patentrezept. Gleichzeitig wird dann auch isoliert. Das Ergebnis ist die architektonische Gefangenschaft. In dicken Hüllen steckt moderne Schlankheit, und die möchte heraus.

Das mag bei mehr als 90 Prozent der Neubauten aus der Hochkonjunktur, die nun renoviert werden müssen, nicht besonders tragisch sein. Aus der kargen Banalität der sechziger Jahre wurde einfach eine opulente Banalität der neunziger (beliebtestes Dessin der Saison: Streifen). Hingegen gibt es Bauten, die ein besseres Schicksal verdient haben. Jene nämlich, die schon, als sie gebaut wurden, bedeutend waren und es immer noch sind. Das Schulhaus ist hier zum Leitbau geworden. Gutmeinende Gemeindeväter reden vom Energiesparen und vergessen dabei, dass sie auch Treuhänder eines architektonischen Erbes sind. Sie sind im weiteren mit dem Stammtisch einer Meinung: Beton ist lebensfeindlich und muss verschwinden. Ihre «Sanierungskonzept» genannten Vergewaltigungsabsichten auf ihre eigenen Bauten haben eines gemeinsam: alles einpacken.

Dagegen beginnen sich nun die Architekten zunehmend zu wehren. Sie haben ihr Urheberrecht entdeckt, genauer: ihr Urheberpersönlichkeitsrecht. Veränderungen, die ihre «Ehre und Würde» als Architekt verletzen, wollen sie nicht mehr länger zähneknirschend hinnehmen. In der Tat ist das Urheberrecht rechtsdogmatisch (welch schönes Wort!) auf dieselbe Stufe zu stellen wie das Eigentumsrecht. Die Gerichte werden schliesslich abzuwägen haben, wem mehr Unrecht geschieht, dem Bauherrn, der in der Nutzung seines Gebäudes eingeschränkt wird, oder dem Architekten, dessen künstlerisches Werk verunstaltet wird. Damit allerdings überhaupt von einem schützenswerten Werk gesprochen werden kann, muss dieses von «statistischer Einmaligkeit» sein. Der Stadtwanderer übersetzt das, trotz den Einwänden der Juristen, mit Qualität.

Wer aber die Qualität verstümmeln will, der sieht sie wohl nicht. Die braven Gemeindeväter tun das nicht böswillig, sondern aus Ignoranz. Für sie ist ihr Schulhaus ein Betonbunker und ein Störfall, für den es eine endgültige Lösung zu finden gilt. Villen aus der Gründerzeit, das haben sie unterdessen begriffen, sind mit Vorsicht zu behandeln. Bauten der Nachkriegszeit dagegen sind grundsätzlich schlecht, weil modern. Qualitätsunterschiede sind für einen landläufigen Lokalpolitiker hier nicht mehr feststellbar. Darum aber ginge es noch vor aller Rechtsstretorie. Eigentlich sollte der Architekt gar nicht auf sein Urheberrecht pochen müssen, weil den Bauherren bewusst wäre, dass sie mit genau derselben Sorgfalt mit ihren modernen Bauten umgehen müssen, wie sie das mit der letzten Scheune tun, in die sie ihr Ortsmuseum stopfen. Das Urheberrecht erweise sich bei genauerer Betrachtung als Notbremse, als ein Hilfsmittel, mehr nicht, sagt der

Stadtwanderer.